

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 104 (2010)
Heft: 4

Artikel: Das Klima nach Kopenhagen
Autor: Steiger, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-390144>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

• «Der Gipfel der Enttäuschungen» – Tina Goethe im *Swissaid-Spiegel*, Januar 2010. Sie meinte nicht die Klimakonferenz vom Dezember in Kopenhagen, sondern den Gipfel zur Welternährung in Rom einen Monat zuvor. Der für die UNO erarbeitete Weltagrarrbericht mit seinen alarmierenden Aussagen zur Lage und seinen konkreten Lösungsvorschlägen sei ohne Echo geblieben. «Während die Mächtigen schweigen, verkaufen Staaten, deren Bevölkerung Hunger leidet, Land an Interessenten, die darauf Lebensmittel für den Export anbauen.» Obschon in Kopenhagen die Mächtigen nicht schwiegen, sondern mit grossen Worten eine grundlegende Wende beschworen, ist die Bilanz nicht besser. Rosmarie Bär, die sich bei der Alliance Sud mit Klimapolitik befasst, hat «das kollektive Versagen» in den Neuen Wegen beklagt: «Trotz den eindringlichen Warnungen der Wissenschaft, die Zeit dränge, fehlten die ernsthafte Bereitschaft und der politische Wille, die gemeinsamen Lebensgrundlagen zu schützen und die Verantwortung für die Zukunft kommender Generationen zu übernehmen.» Und nun? Mit neuen Absichtserklärungen wurde das UNO-Jahr der Biodiversität eröffnet. Bei der Weltdekade der Vereinten Nationen, welche die Bildung für nachhaltige Entwicklung fördern will, war Halbzeit. Mit eher magerer Zwischenbilanz. Mobilisierung statt Lähmung wäre vonnöten. Manchmal können Bücher bei der Bewältigung innerer Blockaden helfen.

Die nachhaltige Autobahn

Auch für mich begann das Desaster im November. Umweltminister Moritz Leuenberger hatte eben seine symbolische Bahnfahrt mit dem «Klima-Express» nach Kopenhagen angekündigt. Dann gab er als Verkehrsminister in Affoltern am Albis die «nachhaltigste Autobahn aller Zeiten» frei. Mit dem Teilstück der A4 werde eine wichtige Lücke im Nord-

Hans Steiger

Das Klima nach Kopenhagen

Süd-Verkehr geschlossen. Uns, die wir den Bau durch hartnäckigen Widerstand in der Region um Jahrzehnte verzögern, aber nicht verhindern konnten, wurde an diesem Freitag, den 13. noch attestiert, wir hätten im Knonaueramt eine wesentlich verbesserte Linienführung bewirkt – ein Musterbeispiel für «sichereren, naturfreundlicheren und lärmfreieren Strassenbau». Grund also zum Feiern. Kurz danach wurde ich von einem Zürcher Gymnasium zu einem Gespräch im Rahmen einer Staatskunde-Woche gebeten. Mit frischer Wut sprach ich dort den Widerspruch an, ein «Verkehrssystem von vorgestern» mit neuen ökologischen Zerstörungen voranzutreiben und gleichzeitig die CO₂-Reduktion von 80 bis 95 Prozent bis ins Jahr 2050 zu versprechen. Auf dem Heimweg war ich tief niedergeschlagen. Denn das Echo der Jugendlichen war vielstimmig und eindeutig: Es ist unmöglich, die Mobilität einzuschränken. Sie ist Teil unserer Freiheit. Darum sind Autobahnen zur Entlastung der Dörfer vernünftig.

Die frische Erfahrung blieb bei meinen Lektüren präsent. Speziell beim Buch vom «Ende der Welt, wie wir sie kannten». Harald Welzer hat sich schon in einem früheren Werk mit drohenden Klimakriegen befasst. Mit beklem-



**Claus Leggewie/
Harald Welzer: Das
Ende der Welt, wie
wir sie kannten.
Klima, Zukunft und
die Chancen der De-
mokratie. S. Fischer
Verlag, Frankfurt
am Main 2009, 278
Seiten.**

memdem Ergebnis: Sie finden bereits statt. Warum blieb und bleibt die den Gefahren angemessene Friedensbewegung aus? Die mit dem Politik- und Kulturwissenschaftler Claus Leggewie gemeinsam erarbeitete Antwort auf diese Frage ist alarmierend und ein Vorwurf an uns alle. Ausgangspunkt war, was in der Wissenschaft praktisch Konsens ist: „Wenn nicht rasch – genaugenommen im kommenden Jahrzehnt – radikal anders gewirtschaftet und umgesteuert wird“, gerät das Weltklima in eine kaum noch kalkulierbare Dynamik. Das ist eine sehr kurze Spanne – zwei oder drei Legislaturperioden, zwei Sommerolympiaden. Sie wird über die Lebensverhältnisse der zukünftigen Generationen entscheiden. Ihnen bürdet eine heute «im Blick auf kurzfristige Kalküle gefällte Entscheidung» unumkehrbare Handlungszwänge auf. Schon die Kinder und Kindeskiner haben dann womöglich keine Wahl mehr. Nicht nur die Rohstoffe sind endlich, mit ihnen könnten auch die Errungenschaften der westlichen Moderne zur Neige gehen, auf die wir so stolz sind. «Damit ist eine Perspektive der Endlichkeit in den linearen Fortschritt eingezogen, die dem modernen Denken fremd, geradezu ungeheuerlich ist.»

Wollen wir gar nicht?

Nicht nur, aber insbesondere die Politik tut sich damit schwer. Seit der Warnung des Club of Rome, der die «Grenzen des Wachstums» vor Jahrzehnten in die Debatte gebracht hatte, gab es eine ganze Reihe von UN-Konferenzen, die sich dem globalen Kernproblem wenigstens annäherten und Lösungswege postulierten. Es gab Ansätze, Bewegungen und soziale Milieus, die Nachhaltigkeit praktizierten. Institutionen entstanden. Das alles hat partielle Reformen und rhetorische Anpassungen bewirkt, aber keinen politischen Wandel. «Denn sie tun nicht, was sie wissen», ist der Titel des zweiten Kapitels, in dem gefragt

wird, «warum Umweltbewusstsein und Handeln verschiedene Dinge sind». Zwar zeigte sich in aktuellen Umfragen, dass die Sorge um die Umwelt bei den Ängsten der Deutschen nach wie vor einen zentralen Stellenwert hat. Umweltschutz solle - Krise hin oder her - selbst dann Vorrang haben, wenn das Wirtschaftswachstum beeinträchtigt würde. 87 Prozent der befragten Deutschen sowie 76 Prozent der befragten Europäerinnen und Europäer wollten 2008 laut einer EU-Untersuchung auch einen persönlichen Beitrag leisten. Beim konkreten Alltagsverhalten aber schrumpften die Zustimmungswerte. Und sie waren in Deutschland notabene bei der Altersgruppe von 15 bis 24 Jahre mit 16 Prozent am geringsten.

Durch die «Vorherrschaft altindustrieller Interessen im organisierten Kapitalismus» wird eine Umorientierung im Produktions- und Dienstleistungsbereich erschwert, unerwünschte Fragen kommen kaum auf die politische Agenda, die «Repräsentation der Interessen des Gemeinwohls» ist schwach. Und unser individuelles Handeln? Es erweist sich im Sinne des «richtigen Lebens im falschen» als hochkompliziert und voller Widersprüche, von der Mobilität bis zum Einkauf, mündet rasch in Resignation und Apathie. «Ihr müsst handeln!» heisst es dann – «womit die Experten, die Ingenieure, die Politiker, die Unternehmer, die Staatenlenker und, wenn alles nicht hilft, der liebe Gott oder die Öko-Diktatur gemeint sind». Doch wo wäre eine Bewegung, die den Willen kraftvoll manifest macht? Verglichen mit den achtziger Jahren, der Anti-AKW- oder der Friedensbewegung, wirkt der Protest gegen das Versagen der Klimapolitik seltsam zaghaft. Aber «die Gründe für unsere Passivität sind nicht rätselhaft», wenn neben dem Bewusstsein unser Sein in Rechnung gestellt wird. Die «zwanzig Turbo-Jahre finanzwirtschaftlicher Globalisierung» liessen uns alle profitieren. «Unser Pro-

blem ist weniger, was wir denken, sondern eher, was wir sind.» Uns wurde «vorgegaukelt, es stehe uns zu, was wir haben». Betroffen sind zudem vorerst nicht wir, sondern geografisch weit weg oder in der Zukunft lebende Menschen.

«Solidarität und Fernstenliebe kann man zwar moralisch postulieren, aber wo es im globalen Norden um bemessene Einschränkungen eines hohen Lebens- und Gesundheitsstandards geht, steht im Süden das schiere Überleben auf dem Spiel.» Diese unterschiedlichen Interessenlagen prägten auch die Dynamik in Kopenhagen. Um vom Klimawandel zum erforderlichen radikalen Kulturwandel zu kommen, müsste ein gemeinsamer Referenzrahmen gefunden werden. Die «grosse Transformation» erfordert globale Kooperation, zugleich aber andere Kooperationseinheiten «mit menschlichem Mass». Die dürften sich eher in einer kleinräumigen Vergesellschaftung finden. Aus ihr könnte, müsste «Solidarität über die Grenzen hinaus geleistet werden». Nur so ändern sich «Wir-Gefühle», die in unseren vermeintlich hochindividualisierten Gesellschaften enorm wichtig für Verhaltensstandards, Deutungsmuster und Normen sind. «Die Massstäbe für gutes oder schlechtes Handeln, für Scham, Erfolg, Stolz und dergleichen erfindet man nicht selbst.» Sie werden in den Wir-Gruppen entwickelt und aufrechterhalten, deren Teil man ist. Ohne eine neue Wir-Identität entsteht «kein neues kulturelles Projekt», mit dem sich die angehäuften Probleme und Krisen angehen, geschweige denn lösen lassen.

«Agenten des Wandels»

Phasen grosser Transformation waren in der Geschichte zwar stets auch geprägt durch neue Technologien, aber mehr noch durch aufstrebende soziale Klassen und durch «Agenten des Wandels», die in strategischen Gruppen

wirkten. Diese dienen zuerst isoliert als Rollenmodelle und verbreiten Innovationen, «indem sie Weltbilder erschüttern, Einstellungs- und Verhaltensmuster herausfordern und bei anderen Motivation schaffen». Das kann mit reflektiertem Konsumverhalten beginnen, dem per Gesetz angeordnete Kennzeichnungen folgen. Einwände, dass eine «sanfte Revolution der Marktwirtschaft» nicht genüge, sind berechtigt. Der «nachhaltige Konsum steht im flagranten Widerspruch zum systemischen Umfeld des Konsumkapitalismus». Aber spricht das gegen die kleine Korrektur? Es gilt, den Handlungsspielraum zu vergrössern, in kleinräumiger Solidarität mehr Autonomie zu gewinnen. «Selbstermächtigung und Widerstandsfähigkeit» sehen die Autoren «jenseits von Staat, Markt und Technik» als entscheidende Fähigkeiten «für eine Gesellschaft, die eventuell mit extremen und katastrophalen Veränderungen des Klimas und raschem sozialem Wandel zurecht kommen muss». Wachsen kann diese Alternative nur von unten.

Wenn gegen Schluss die «APO 2.0» ausgerufen wird, spielt das leicht ironisch an frühere Aufbrüche und Aufstände an. Leggewie ist 1950 geboren, Welzer 1958. Die von den zwei Professoren postulierte neuartige ausserparlamentarische Opposition wäre nicht mehr «von ausformulierten Gesellschaftsmodellen besetzt» und werde „nicht auf die Entfaltung der Produktivkräfte hoffen, die man 1968 vom Staat und 1989 erwartete“ Wer in die neue «politische Assoziationen» für eine nachhaltige Gesellschaft einsteige, sei sich bewusst, dass «die Leitkultur der Vergeudung von gestern ist» und abgeschafft werden muss. Die «geduldigen und enttäuschungsfesten Initiativen» sowie die grossen Mobilisierungen, die öffentlichen Protestfeste gehören zusammen. All das werde Bezugsrahmen für ähnliche Wünsche, Hoffnungen, Forderungen und Aktivitäten, hole die Veränderungsbereiten «aus dem toten Winkel

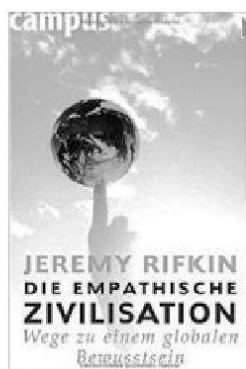
Harald Welzer:
Klimakriege. Wofür im 21. Jahrhundert getötet wird. Fischer, 2008, 335 Seiten, Siehe NW 11/2008. Erscheint dieser Tage als Taschenbuch!



heraus, in den eine auf die Politikerpolitik fixierte Mediendemokratie sie verdammt hat». Direkter könnte die Aufforderung nicht sein: «Machen Sie einfach mit.»

Kopenhagen als Wendepunkt?

Direkt auf Kopenhagen bezog sich ein Interview mit Jeremy Rifkin im *Tages-Anzeiger*, das dessen Vision einer «empathischen Zivilisation» skizzierte. Wobei sich der US-amerikanische Soziologe und Ökonom «nicht optimistisch, sondern hoffnungsvoll» zeigte. «Empathie ist Luxus», wandte Alain Zucker als Interviewer ein: «Wer selbst hungert, kann sich kein Mitgefühl für den anderen leisten.» Richtig, erwiderte Rifkin, «diese Menschen können sich nicht um den Klimawandel kümmern. Das müssen wir tun, die den Planeten mit unserem CO₂-Ausstoss zerstören.» Empathie sei zwar ein komplexer emotionaler Zustand. Doch der Mensch besitze von Kind an die Anlagen dazu. Wenn die grundlegenden Bedürfnisse gedeckt sind, könnten wir solidarisch sein.



Jeremy Rifkin: Die empathische Zivilisation. Wege zu einem globalen Bewusstsein. Campus, München 2010, 468 Seiten.

Empathie gegen Entropie

Bei der Lektüre des Buches hätte auch ich reichlich Rückfragen gehabt: Etwa zum Lob des weltweiten Reisens und global vernetzter Medien, die «das zentrale Nervensystem unserer Spezies» erweitern. Zwar nimmt der Autor den Widerspruch auf: «Nicht ganz zu Unrecht» lasse sich einwenden, dass kommerziell organisierte «Erfahrung des Fremden» leicht ausbeuterisch wird, die andere Kultur nur noch konsumierbare Ware. Trotzdem sei ein Flugticket «eine Eintrittskarte in das Unbekannte» und biete «Möglichkeiten für die empathische Erweiterung des Bewusstseins». Aber war da nicht noch ein Problem? Ja, «einen Haken» habe die Sache. «Je kosmopolitischer ein Mensch, umso wahrscheinlicher verbraucht er einen unverhältnismäßig hohen Anteil der Energie und Ressourcen dieser Erde.» Das gehört ins

Kapitel der von Rifkin durchaus schwer gewichteten Entropie-Falle. Die droht sozusagen in Dialektik mit dem Empathie-Fortschritt. Doch eine kosmopolitisch denkende Minderheit werde postmaterielle Wertvorstellungen entwickeln und diese «in einen funktionsfähigen wirtschaftlichen, kulturellen und politischen Aktionsplan einbringen», mit dem wir den Planeten «am Abgrund der Entropie und der Klimakatastrophe vorbei in eine nachhaltige, gerechtere Zukunft steuern» könnten. Ob die Zeit für diese doppelte Wende reicht? «Es ist noch offen, ob wir die Kurve kriegen», jedenfalls nicht mit den «taktischen Manövern der offiziellen Regierungspolitik». Den «neuen Weg der Globalisierung» müssten wir «von unten nach oben» beschreiten.

Unter dem Strich resultiert für Rifkin immer ein Plus, eine Reifung. Migration schafft Probleme, gewiss. Doch zugleich bringt «das Leben mit gemischten Identitäten und vielfältigen kulturellen Zugehörigkeiten ein Weltbürgertum und eine empathische Ich-Erweiterung von unten hervor». Sind das nicht nur Blicke durch eine rosa Brille? Der für einen US-Bestseller womöglich obligate dramatisch-optimistische Ton des Vorworts war kaum zu ertragen, die Aussagen zu den politischen und ökonomischen Kernfragen blieben wolkeig, die Chiffre vom «dezentralen Kapitalismus» passte sich für meinen Geschmack zu elegant in die New Green Deal-Esoterik ein. Aber was Rifkin als Kulturgeschichte der Empathie aus verschiedensten Quellen – bis hin zu den jüngsten Erkenntnissen von Neurowissenschaft und Biologie – zusammentrug, wirkt in der Tat ermutigend. Epoche um Epoche wird der Wandel insbesondere bei der Erziehung beschrieben. Immer wieder gab es emanzipatorische Schübe.

Am je eigenen Ort beginnen

Ein weiterer Wissenschaftler wäre anzuführen, der fast unvernünftig auf eine

Wende in der Krise setzt: Hans-Peter Dürr. Er war als Kernphysiker lange Zeit eher unpolitisch, doch die Atomwaffen- und AKW-Problematik machte ihn zum nicht nur für seine Zunft unbequemen Querdenker. In einem von zwei Journalistinnen zusammengestellten Buch wird der Weg des 1929 geborenen Trägers des Alternativen Nobelpreises und Mitbegründers des Global Challenges Networks mit eigenen Texten nachgezeichnet. Das ist allein schon biografisch interessant. Hinzu kommt der Anspruch dieses Spezialisten für aller kleinste Teile, uns zu erklären, «warum es ums Ganze geht». Daran habe ich im Grossen – neuer Lebensstil und neues Weltbild, weder Kernkraftwerke noch andere riskante Technologien – keine Zweifel. Mich bedrängt die Frage, wie sich die «realisierbare Vision einer solidarischen, achtsamen Gesellschaft», der «Umbau unserer Zivilisation» entgegen dem «globalen Irrsinn» umsetzen liesse. Wir brauchten eine «sich in unzähligen Initiativen formierende Zivilgesellschaft», die sich «als ernst zu nehmende dritte globale Kraft neben Staat und Wirtschaft» etablieren könnte. Der für die Rahmenbedingungen zuständige Staat kann nämlich das Notwendige «unter den heutigen Bedingungen nicht mehr leisten». Die wachsende Geschwindigkeit der Veränderung überfordert die Politik. Sie ist auf die «Souffleure» aus der Wissenschaft und aus mächtigen Interessengruppen angewiesen und wird von ihnen immer mehr abhängig. Versuche, die so indirekt Einflussnehmenden im Gegenzug «direkt auf die Bewältigung der drängenden Probleme einzuschwören», werden von diesen jedoch mit dem Hinweis auf die Richtlinienkompetenz der Politik zurückgewiesen, «und keiner fühlt sich für die Untätigkeit wirklich verantwortlich».

Eben. Das ist es, was wir spüren. Resignieren? Natürlich nicht. Handeln! Im je eigenen Bereich. «Sich moderat ver-

halten, entschleunigen, ein massvoller, gemächlicher und gelassener Umgang miteinander sind weitere wichtige Voraussetzungen für ein friedvolles Zusammenleben.» Wir wissen ja, «dass wir nicht allein auf dieser Welt sind», sondern Teil eines grösseren Ganzen. Bei dieser Passage blätterte ich wieder zurück zu den Kapiteln, wo nicht der Bürger, sondern der Physiker Dürr nach dem Ganzen fragte: «Durch eine Zerlegung in rational fassbare Teilprojekte wird das Ganze zwar nicht rational, aber das Irrationale bleibt dem im Detail forschenden Wissenschaftler und Techniker verborgen, wenn er nicht versucht, auf Distanz zu gehen und seinen Blick auf das Ganze zu richten.» Ich habe nur halb kapiert, wie das mit der Quantentheorie, den «Wirks» und dem Chaos genau ist. Doch dort liegt wohl der Kern der Hoffnung, die Dürr vermitteln will. Er führt an seinem im Bild gezeigten Dreifachpendel den «Punkt der höchsten Sensibilität» vor, bei dem «eine Aussage oder Prognose unmöglich wird», wo schon die minimsten Einflüsse entscheiden können, ob ein Pendelarm nach links oder rechts fällt.

«Bewahrung der Schöpfung»

Zwei weitere Bücher las ich vor allem mit Blick auf die *Neuen Wege*. Das erste war zwar sehr dick für einen Leser, dem die Theologie fern ist, und einige Argumentationsbögen in der Habilitationsschrift von Markus Vogt wiederholten sich für mich zu oft. Aber stets wieder beeindruckte und packte mich die Ernsthaftigkeit dieser Auseinandersetzung mit dem «Prinzip Nachhaltigkeit». Würde es in allen gesellschaftlich relevanten Gruppen so intensiv diskutiert, wären wir weiter. Für den Autor, der den Kirchen bei der «Bewahrung der Schöpfung» eine Pionierrolle zuweist, fallen hier ein theologisch sowie ein ethisch begründeter Auftrag zusammen. Aber er zieht keinen Umkehrschluss: «Der christliche Schöpfungsglaube verpflich-



Hans-Peter Dürr:
Warum es ums Ganze geht. Neues Denken für eine Welt im Umbruch. Oekom-Verlag, München 2009, 189 Seiten, ill.

tet zur Nachhaltigkeit - Nachhaltigkeit setzt jedoch nicht notwendig den christlichen Schöpfungsglauben voraus.» Keineswegs immer wurden und werden die Kirchen dem Auftrag gerecht. Sie müssten sich die Substanz des eigenen Glaubens «in einem konfliktreichen Lernprozess» wieder neu aneignen. Beschränkungen des Konsums und ein anderer Lebensstil sind gefordert. Wir müssten uns neu darüber verständigen, was die tragenden Grundwerte des Lebens sind, wie wir die weltweite Gerechtigkeit und Überlebensfähigkeit sichern können, wie die Reformfähigkeit von Politik und Gesellschaft gestärkt werden kann. Nachhaltigkeit betreffe «die Fundamente der ethischen Orientierung sowie der Bestimmung des Verhältnisses zwischen Mensch, Natur und Kultur, die aufgrund ihres umfassenden Charakters unweigerlich auch eine religiöse Dimension einschliesst.» Unweigerlich religiös? Ich stolperte mehrmals über solche Formulierungen, natürlich vor allem dort, wo es um «schöpfungstheologische Grundlagen der Nachhaltigkeit» geht. Doch die Darstellung des weltweiten, insbesondere deutschen Umwelt- und Entwicklungsdiskurses der letzten Jahrzehnte, der Suche nach Massstäben intergenerationeller und globaler Gerechtigkeit belässt den «weltlichen» Aspekten den zentralen Raum.

Wie recht Vogt doch hat, wenn er den «Absturz vom Gipfel», der den Rio-Prozess für eine nachhaltige Entwicklung seit 1992 bis und mit Kopenhagen kennzeichnet, nicht nur als Problem des Politikversagens sieht, sondern als «ein Problem der gesellschaftlichen Trägheit. Auch philosophische und theologische Ethik haben daran ihren Anteil.» Mit dem umfassenden «Prinzip Nachhaltigkeit» postuliert der Autor «eine Zukunftsvorsorge, deren motivierende Hoffnung nicht Fortschrittsoptimismus ist, sondern die Leitvorstellung einer humanökologisch vernetzten Harmonie von Natur und Kultur». Das wird im

Buch mit differenzierten Definitionen und vielen Exkursen begründet. Dass diese Zukunftshoffnung zwingend religiös sein muss, glaube ich zwar nicht. Aber ich kann mir vorstellen, dass der christliche Glaube – so wie er hier interpretiert wird – mithelfen kann, «die Erfahrung ökologischer Grenzen auf nicht resignative Weise zu verarbeiten» und sich von verhängnisvollen Fortschrittsvorstellungen zu befreien.

Katholisch und solidarisch

Die notabene von Markus Vogt als Professor mitbegleitete Dissertation von Thorsten Philipp deckt inhaltlich weitgehend das gleiche Feld ab. Sie ist aber kompakter und als politikwissenschaftliche Analyse angelegt. Für eine «Hochschulschrift» wirkt sie erstaunlich verständlich. Oft war ich richtig begeistert. Selten habe ich zum Beispiel eine so sorgfältige Definition von Solidarität gefunden. Sie geht aus «vom Bild einer Gemeinschaft, in die der Einzelne – willentlich oder nicht – verflochten ist». Die historisch nicht sehr alte Idee musste im Zuge der Globalisierung und im Umweltdiskurs ausgeweitet werden, die «kämpferische Schwester der Humanität» bekam neue Aufgaben. Ist sie oder sind wir diesem universalen Anspruch gewachsen? Auch wenn Solidarität in der gesellschaftlichen Praxis «situativ häufig auf einzelne Personen oder Gruppen begrenzt bleibt und graduellen Abstufungen unterliegt», bleibt sie für Philipp «aus christlicher Sicht ein einheitsstiftendes Prinzip der Mitmenschlichkeit, dessen Zielperspektive in der Realisierung von Strukturen liegt, die die Menschheit als Ganzes umfassen». Auch den im Untertitel der Studie vielleicht etwas eng wirkenden Begriff des Umweltschutzes fasst der Philologe und Politologe weit.

Was die Kirchen betrifft, konzentriert sich diese Studie auf die katholische Seite. Hier wird der Lernprozess einer «Lerngemeinschaft», die ja immer



Markus Vogt: Prinzip Nachhaltigkeit. Ein Entwurf aus theologisch-ethischer Perspektive. Hochschulschriften zur Nachhaltigkeit, Band 39. Oekom-Verlag, München 2009, 555 Seiten.

Hans Steiger, Jahrgang 1944, war Buchhändler und hat sich ausserparlamentarisch wie parlamentarisch schon früh für Umweltfragen engagiert. Heute ist er Kolumnist und Rezensent beim rotgrünen P.S in Zürich. (haste@bluewin.ch)

schon «Weltkirche» sein wollte, zuerst auf «päpstlich-hierarchischer Ebene» dargestellt. Philipp sichtet die einschlägigen Botschaften kritisch, insbesondere was den anthropozentrischen Grundton betrifft, dem sich «alle Päpste mehr oder minder stark» verschrieben haben, besonders «enthusiastisch» aber Johannes XXIII. «Trotz einer nicht erst zu Beginn der 1960er Jahre überdeutlichen Zerrüttung des Mensch-Natur-Verhältnisses im Zuge der Fortschrittsbewegung ist die Verantwortung des Menschen gegenüber der gesamten Schöpfung kein Thema.» Von der Janusköpfigkeit des Fortschritts war höchstens die Rede, weil er für die Menschen auch negative Folgen haben könnte und Teile der Gesellschaft «die Existenz Gottes vergessen» lasse. Lernschritte bezüglich Ökologie und «Bewahrung der Schöp-

fung» wurden eher von aussen – nicht zuletzt im Zuge von ökumenisch geführten Diskussionen – und von unten angestossen. Gleiches gilt bei der «Option für die Armen», welche die Befreiungstheologie als Herzstück kirchlicher Sozialethik neu aufgriff und «zu einer Option für die am meisten bedrohten Geschöpfe» erweiterte. Mit dem Klimawandel und dem auch das menschliche Leben gefährdenden Verlust von Biodiversität verschmelzen diese Postulate zunehmend: «die natürliche Umwelt als ein kollektives Gut der Weltgemeinschaft ist daher ein besonders kritischer Gegenstand christlicher Solidarität».

Ein weiterer Literaturbericht wird sich im Mai mit innerlinken Diskussionen über Gebote globaler Solidarität sowie mit Ansätzen alternativer Lebensstile befassen. ●



Thorsten Philipp:
Grünzonen einer Lern-
gemeinschaft. Um-
weltschutz als Hand-
lungs-, Wirkungs-
und Erfahrungsort
der Kirche. HSN 48.
Oekom, München
2009, 233 Seiten.

• *Nachhaltigkeit soll den zukünftigen Generationen die Chance geben (und lassen), dass auch sie ihre Bedürfnisse erfüllen können. Jede nachhaltige Politik steht auf drei Beinen: Ökonomie, Ökologie, soziale Gerechtigkeit. Zwar – so der internationale Konsens – darf man einmal die eine, einmal die andere Säule «vorziehen», doch nie darf es immer die gleiche sein, die vernachlässigt wird. So weit so gut.*

• *Grün und Liberal, das sind die beiden Etiketten, die heute politisch ankommen, sie siegen. So weit, so gut, auf den ersten Blick. Nur, wo bleibt die Manifestation zur sozialen Gerechtigkeit?*

• *Die Frage der Ressourcenzugänge, der Ressourcennutzung und der Ressourcenschonung ist aber unabdingbar mit der gerechten Verteilung verbunden.*

• *Es gibt keine nachhaltige Wirtschaft auf Kosten von Millionen von Menschen, und*

es gibt keine nachhaltige Ökologie, wenn Menschen keine Wahl haben.

• *Wasser, das privatisiert und «marktgerecht» verteilt wird – an diesem Thema lässt sich lückenlos nachweisen, dass Marktgerechtigkeit in den seltensten Fällen auch soziale Gerechtigkeit meint.*

Nachhaltigkeit, Sustainability – sie fordert eine Antwort auf die soziale Gerechtigkeit, auf die Bekämpfung von Armut, hier bei uns und weltweit. Da kann man nicht kneifen, da geht es um die Machtfrage, auch um die Frage einer Careökonomie, altmodisch um «Hegen und Pflegen», und da muss man sich der heute gängigen Wirtschaftsordnung entgegenstellen, das ist dann nicht mehr ohne weiteres kompatibel. Kämpfen ist gefragt, immerhin geht es um Grundrechte auf Nahrung, Bildung und Chancen!
Monika Stocker

WEG
MARKE